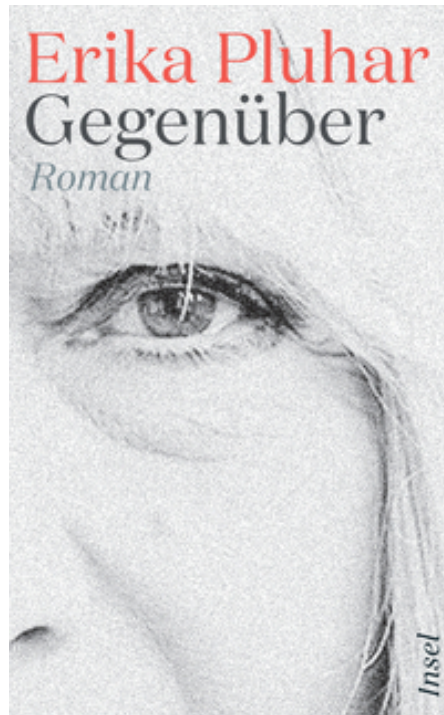


Insel Verlag

Leseprobe



Pluhar, Erika
Gegenüber

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4696
978-3-458-36396-5

insel taschenbuch 4696

Erika Pluhar

Gegenüber



»Dass es nie zu spät ist, neuen Mut zu schöpfen, davon erzählt dieser Roman.« *ORF III*

Henriette Lauber blickt auf ein schöpferisches und erfülltes Leben zurück: Als Cutterin von Kinofilmen konnte sie an der Seite ihres geliebten Mannes in spannende Welten eintauchen. Heute lebt sie allein in einer kleinen Wohnung in Wien, und all ihre Liebe gilt ihrem Patensohn aus der Westsahara.

Eines Tages macht sie zufällig die Bekanntschaft ihrer jüngeren Nachbarin Linda. Zwischen den beiden Frauen entsteht ein reger Kontakt: Während Linda Henriette im Alltag hilft, erzählt diese ihr von ihrer Vergangenheit, von der Arbeit als Cutterin, den Reisen rund um den Globus und von ihrer großen Liebe. Für Linda eröffnen sich neue Welten, und sie beginnt, ihr eigenes Leben zu hinterfragen ...

Die Geschichte einer generationenübergreifenden Frauenfreundschaft und ein schonungsloser, aber ermutigender Blick auf das Älterwerden.

Erika Pluhar, 1939 in Wien geboren, war seit ihrer Ausbildung am Max-Reinhardt-Seminar bis 1999 Schauspielerin am Burgtheater Wien und Sängerin. Sie textet und interpretiert Lieder, hat Filme gedreht und zahlreiche Bücher veröffentlicht. 2009 erhielt sie den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln.

Im in sel taschenbuch sind außerdem erschienen: *Spätes Tagebuch* (it 4091), *PaarWeise* (it 4183), *Im Schatten der Zeit* (it 4247), *Reich der Verluste* (it 4282), *Die öffentliche Frau. Eine Rückschau* (it 4354), *Matildas Erfindungen* (it 4432), *Marisa* (it 4586) und *Meine Lieder* (it 4688).

Erika Pluhar Gegenüber

Roman

Insel Verlag

Erste Auflage 2019
insel taschenbuch 4696
Insel Verlag Berlin 2019
© 2016 Residenz Verlag GmbH Salzburg – Wien 2016
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Umschlagfoto: Christina Häusler, Wien
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36396-5

Denn das Vergangen-Sein
ist vielleicht die sicherste Form
von Sein überhaupt.

Viktor E. Frankl

Es war das Schlagen eines Fensters, das ihr ins Bewußtsein drang. Sie öffnete die Augen. Dunkelheit umgab sie. Erst nach einer Weile konnte sie schräg über sich einfallendes Licht wahrnehmen, ein helles Viereck und daneben das Wehen einer dünnen Stoffbahn. Also liege ich auf dem Boden, dachte sie. Warum liege ich hier auf dem Boden. Das dort oben scheint mein Schlafzimmerfenster zu sein, es ist wohl Nacht und der Wind weht. Warum liege ich nicht in meinem Bett.

Sie versuchte, den Kopf zur anderen Seite zu drehen, und es gelang. Ich sollte aufstehen, sagte sie sich. Doch eine schwere Mattigkeit hielt ihren Körper nieder, so, als wäre er ein mit Sand oder Steinen gefüllter Sack, ein fremder Gegenstand, den aufzuheben sie nicht die Kraft besaß. Sie schloß die Augen und blieb regungslos liegen. Wieder schlug ein Fensterflügel im Wind.

Bin ich ohnmächtig geworden? überlegte sie, oder war es ein Schlaganfall? So viele Leute meines Alters erleiden zur Zeit Schlaganfälle. Ihr wurde heiß bei dieser Überlegung, sie bekam plötzlich keine Luft, und ihr Herz begann so heftig zu schlagen, daß sie selbst es hören konnte. Ich habe Angst, dachte sie, vielleicht ist es Todes-

angst, bitte beruhige dich, Henriette, sonst stirbst du noch an dieser Angst.

Schließlich bewegte sie vorsichtig die Zehen und stellte erleichtert fest, daß diese ihr gehorchten. Ihre Füße waren nackt, also hatte sie wohl das Bewußtsein verloren, als sie dabei war, ins Bett zu steigen.

Oder als sie vom Bett aufgestanden war, um in das Badezimmer zu gehen. Mehrmals pflegt sie ja nachts ins Badezimmer zu gehen, auch wenn es nur ihrer Schlaflosigkeit wegen ist. Ins Bad, in die Küche, sie unternimmt nächtliche Wanderungen, nachdem auch stundenlanges Lesen im Bett sie nicht wieder einschlafen läßt. Eine Nacht durchzuschlafen gelingt ihr seit Jahren nicht mehr.

Aber wie angestrengt Henriette auch zurückdachte, es wollte sich keine Erinnerung einstellen. Was war los gewesen, ehe sie umfiel. Wie spät war es. Wie spät ist es jetzt. Trägt sie schon ihr Nachthemd? Oder noch Tageskleidung? Vielleicht hatte sie sich beim Auskleiden verletzt, war mit dem Kopf irgendwo angerannt. Aber wo. Sie lag in einiger Entfernung zum Bett auf den Holzbohlen ihres Schlafraums, das war ihr mittlerweile klargeworden, links über ihr, in einiger Entfernung, das geöffnete Fenster, der dünne weiße Vorhang noch nicht vorgezogen, die Nacht war warm und der stürmische Wind kündigte vielleicht ein Gewitter an. Ich sollte das Fenster schließen, dachte Henriette.

Mit jetzt weit geöffneten Augen versuchte sie das Halbdunkel des Zimmers zu durchdringen. Dann zwang sie sich, einen Arm hochzuheben. Sie sah, daß auch dieser nackt war, wie ihre Füße. Sie sah es in der spärlichen Beleuchtung, die von den Straßenlampen in das Zimmer fiel. Bin ich etwa zur Gänze nackt? fragte sie sich. Sollte ich jetzt sterben, würde man hier nach einiger Zeit eine nackte, alte, tote Frau vorfinden. Was für ein unangenehmer Gedanke, also besser jetzt nicht sterben.

Henriette hörte sich kichern und erschrak. War sie mittlerweile vielleicht verrückt geworden? Nicht mehr bei Sinnen? Deshalb hier auf dem Fußboden hingestreckt, ohne zu wissen, warum? Alt genug für solche Schübe war sie ja. Eine Frau, die auf die achtzig zugeht, ist alt genug für jede Form von Hinfälligkeit und Verfall. Ohnehin verwunderlich, wie sie sich bisher gehalten hatte.

Jetzt verwende ich auch schon diese idiotische Formulierung, dachte Henriette. Wie gut Sie sich gehalten haben! Als wäre man Dosenfleisch, das glücklicherweise noch nicht schimmelt.

Jetzt waren auch ferne Donnerschläge zu hören, die Windstöße wurden immer heftiger und warfen einen der Fensterflügel knallend hin und her. Das Glas wird zerbrechen, wenn es so weitergeht, dachte Henriette. Aber sie zögerte nach wie vor, ihren Kopf zu heben, etwas beunruhigte sie, ein ferner, dumpfer Schmerz.

Jedoch ließ sie den Arm wandern und wagte ein vorsichtiges Betasten ihres hingestreckten Körpers. Nein, sie war nicht nackt. Ihre Hand fühlte dünne Baumwolle, es war wohl eines der leichten Hemden, die sie bei Hitze daheim zu tragen pflegte. Also hätte man den Leichnam nicht unbekleidet vorgefunden, wenn sie gestorben wäre.

Wer hätte sie eigentlich gefunden? Sicher nicht so bald jemand, denn keinem Menschen wäre sie zunächst abgegangen. Wenn man alt und familiär nicht eingebunden ist, wenn man alleine lebt und bislang den Eindruck machte, es funktioniere klaglos, ohne irgendwelche Scherereien für andere, eine ordentliche Wohnung, keine sichtbaren körperlichen Gebrechen, vernünftiges Grüßen und Gespräch möglich, dann schert sich keiner um einen. Vielleicht wäre es den Nachbarn irgendwann doch aufgefallen, daß man sie schon lang nicht mehr gesehen hätte, im Haus oder auf der Gasse. Aber man sah sie ja normalerweise auch nicht oft, höchstens durch Zufall manchmal am Gang oder vor der Wohnungstür. Das hätte Tage gedauert, bis man sie tot aufgefunden hätte. Nur Maloud. Maloud hätte sich schnell gewundert, wäre schnell beunruhigt gewesen, sie am Handy nicht zu erreichen. Aber trotzdem wäre auch bei ihm viel Zeit vergangen, bis er jemanden zu ihr in die Wohnung hätte schicken können, so etwas ist nicht so leicht von einem anderen Kontinent aus zu organisieren. Und sie hatten außer-

dem nie besprochen, wen er in so einem Fall kontaktieren solle, ein Fehler.

Eine neuerliche Sturmböe warf sich gegen das offene Fenster und ließ es wild schlagen, Ausläufer wehten bis zum Fußboden herab. Henriette fühlte den warmen Wind über ihren Körper streichen. Ich sollte nicht über Tod und Verwesung nachdenken, schalt sie sich, schließlich lebe ich noch und sollte unbedingt aufstehen, bevor alle Fensterscheiben zu Bruch gehen. Warum nur fürchte ich mich davor, den Kopf zu heben. Los.

Grell zuckte ein Blitz auf, erleuchtete kurz das Zimmer, und gleich darauf krachte in großer Nähe ein gewaltiger Donnerschlag herab, der das Haus leicht erzittern ließ. Erschrocken hob Henriette jetzt den Kopf, aber nichts geschah. Weder fiel sie nochmals in Ohnmacht, noch verstärkte sich der Schmerz. Also richtete sie sich weiter auf. In sitzender Stellung konnte sie sehen, wie es draußen zu regnen begann. Vorerst waren es nur einige harte Tropfen, die auf das Fensterbrett schlugen, aber in Windeseile wurde daraus ein wild herabprasselnder Gewitterregen. Da rappelte Henriette sich hoch. Es gelang ihr, indem sie vorerst auf allen vieren zum Bett kroch, sich dort mit einiger Mühe abstützte, und schließlich aufstand. Alle Knochen taten ihr weh, aber daran war sie gewöhnt. Sie taumelte vorwärts, erfaßte die im Sturm schwingenden Fensterflügel, und es

gelang ihr, das Fenster zu schließen. Danach glitt sie wieder zu Boden. Über ihr, hinter dem jetzt geschlossenen Fenster, tobte der Gewitterregen weiter, auch Hagelkörner knallten gegen die Scheiben. Durchnäßt, mit geschlossenen Augen und in unsäglicher Erschöpfung blieb Henriette sitzen, unterhalb des Fensters gegen die Wand gelehnt, ihr war egal, wie lange noch.

Sie saß da und lauschte. Schon als Kind hatte sie Gewitter mehr geliebt als gefürchtet. Sie hatte alles geliebt, was die Natur ihr bot, auch so ein Sommergewitter wie dieses heute Nacht. Vielleicht wurde ich deshalb bewußtlos, dachte Henriette, weil das Gewitter sich atmosphärisch angekündigt hat, vielleicht fiel ich deshalb um. Oder ist es einfach nur mein alter Körper, der langsam aufgibt.

Es läutete an der Tür. Mehrmals.

Was soll das, dachte Henriette, meine Klingel ist doch laut genug, um auch bei Gewitter nicht überhört zu werden. Sie öffnete die Augen und sah vor sich hin. Wer meinte da, sie mitten in der Nacht und bei Blitz und Donner aus dem Schlaf wecken zu müssen. Nie läutete jemand bei ihr, höchstens ab und zu der Briefträger, für eine Unterschrift, wenn Maloud ihr ein Päckchen schickte. Und jetzt plötzlich dieses Geklingel. Einfach nicht melden, dachte Henriette, sicher ist es ein Versehen.

Aber die Klingel schrillte weiter.

»Mist«, brummte Henriette. Dann kroch sie quer durch das Zimmer, richtete sich in der Nähe des Lichtschalters auf und drehte die Deckenlampe an. Das Licht fiel auf den Korridor hinaus, an dessen Wänden sie sich abstützte, während sie zur Wohnungstür schwankte. Ich bin noch nicht ganz in Ordnung, dachte sie, vielleicht war das vorhin wirklich was Ernsteres, mir schwindelt, als wäre ich seekrank.

Als Henriette öffnete, stand die junge Frau aus der Nachbarwohnung hoch aufgerichtet vor ihr. Sie war barfuß, trug ein geblühtes Nachthemd, und die langen Haare hingen ihr in Strähnen über die Schultern. Sie sah aus wie jemand, den man aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Was ist denn mit Ihrem Fenster los?« rief sie, »es hat unaufhörlich im Wind geschlagen, ein Geknalle bis zu uns herüber, ich wollte einfach nachsehen, ob bei Ihnen alles in Ordnung ist, sind Sie in Ordnung?«

»Aber ja«, Henriette hielt sich am Türstock fest, »ich hab das Fenster schon zugemacht, entschuldigen Sie.«

»Aber Sie sehen blaß aus, Frau Lauber, gar nicht gut sehen Sie aus.«

Die junge Frau starrte sie an, und nicht nur mit Besorgnis. Klar, dachte Henriette, sie sieht mich hier in einem durchnäßten Hemdchen stehen, mein alter Körper dürftig verhüllt, die Beine nackt, wer schaut sich schon gern eine

alte, halbnackte Frau an. Noch dazu, wenn man so jung ist, sie ist so um die dreißig, denke ich, da muß dieser Anblick sie ja abstoßen. Ich glaube, sie heißt Krutisch, Linda Krutisch, an der Wohnungstür steht ›Linda und Helmut Krutisch‹, jeden Tag gehe ich daran vorbei.

»Es geht mir gut, danke«, sagte Henriette, »nochmals, tut mir leid wegen der Störung, ich hoffe, Sie können jetzt weiterschlafen, gute Nacht.«

Henriette wollte die Tür schließen, ihr war plötzlich übel, nichts wie ins Bett, dachte sie. Aber die junge Frau blieb ungerührt vor ihr stehen, sie schien das Gespräch noch nicht beenden zu wollen.

»Wer kann bei diesem Gewitter schon schlafen«, sagte sie, »vorhin hat es auch noch gehagelt wie verrückt, was für ein Lärm. Nein, nein, eigentlich habe ich mir Sorgen gemacht um Sie. Mein Mann ist aufgewacht und hat sich gewundert, ob da drüben nicht was los ist? Da bin ich schließlich aufgestanden und hab bei Ihnen zu läuten begonnen, aber Sie haben sich lange nicht gemeldet. Fühlen Sie sich wirklich gut? Ganz grün sind Sie im Gesicht, soll ich Ihnen nicht vielleicht irgend etwas –«

»Entschuldigung«, konnte Henriette nur noch stammeln.

Sie hielt sich die Hand vor den Mund und wankte zurück in ihre Wohnung. Die Badezim-

mertür aufzureißen gelang ihr, alles um sie herum drehte sich, einige taumelnde Schritte, auf ihren Knien landete sie vor der Kloschüssel und erbrach dort. Es schien ihren ganzen Körper zu zerreißen und wollte nicht enden, sie hörte zwischendurch ihr Aufstöhnen. Danach ließ sie sich auf den gekachelten Boden gleiten, blieb hingestreckt liegen und schloß die Augen. Gott ist mir schlecht, dachte sie, hätte eine Ohnmacht nicht genügt, warum denn heute auch das noch.

Henriette fühlte eine Hand an ihrer Schulter.

»Frau Lauber«, hörte sie flüstern. Als sie die Augen öffnete, hing über ihr das Gesicht von Linda Krutisch, jetzt mit dem Ausdruck echter Besorgnis.

»Es ist nichts«, Henriette versuchte zu lächeln und mit fester Stimme zu sprechen, »ich kenne das, gehen Sie ruhig wieder hinüber.«

»Soll ich einen Arzt rufen?«

»Nein, nein, ich bleibe hier nur noch ein bißchen liegen, bitte gehen Sie wieder ins Bett, Frau Krutisch.«

Da setzte sich die junge Frau neben Henriette auf den Boden.

»Nein, wer jetzt unbedingt ins Bett gehört, sind Sie«, sagte sie mit Entschlossenheit, »und nennen Sie mich bitte Linda.«

»Nicht böse sein, Linda, aber ich kann jetzt noch nicht aufstehen«, murmelte Henriette. Sie wußte, daß jede Drehung des Kopfes neuer-

lichen Brechreiz hervorrufen würde. In jungen Jahren hatte so ein Drehschwindel sie mehrmals heimgesucht, danach gab es eine ganze Reihe von Untersuchungen, es fand sich aber nichts, kommt von den Nerven, hatte man ihr gesagt.

»Ich helfe Ihnen«, sagte Linda.

»Nein bitte. Bitte lassen Sie mich.«

Wenn die Frau nur ginge, dachte Henriette, ich kenne sie nicht, sie ist mir zu nah, meinem ungeschützten Körper viel zu nah, ich möchte allein sein, auch im Elend allein sein, wie ich es mein Leben lang war. Ich möchte hier in meinem Badezimmer liegenbleiben und sterben, vielleicht gelänge mir zu sterben, ohnehin taugt alles andere nicht mehr.

Da Henriette ihre Augen wieder fest geschlossen hielt, um weder den mitfühlenden Blick der jungen Frau noch die um sie kreisende Welt wahrzunehmen, hatte sie nicht bemerkt, daß Linda Krutisch aufgestanden und hinter sie getreten war. Plötzlich fühlte sie zwei kräftige Arme, die sie unter den Schultern packten und mit sich zogen. Henriette stöhnte auf, »bitte nicht, was soll das«, aber sie wurde von der jungen Frau weitergeschleppt. »Ich glaube – wenn ich Sie nicht umdrehe –«, hörte sie Lindas Stimme über sich, sie sprach zwischen angestrengten Atemzügen, »ja, genau – wenn wir das so machen – müssen Sie nicht kotzen –« Und sie schleifte Henriettes Körper behutsam aus dem Badezimmer, durch

den Korridor und bis hin zu ihrem Bett. Henriette hatte sich schließlich ergeben, Kacheln und Holzbohlen unter sich gefühlt, gut, daß sie Teppiche nicht mochte und die Böden genügend glatt waren. Und geradewegs am Rücken dahinzugleiten, ohne den Kopf drehen zu müssen, verhinderte tatsächlich ein neuerliches Erbrechen.

»So.« Linda stand aufgerichtet über ihr, als Henriette schließlich vor dem Bett lag. »Jetzt mache ich oben alles bereit, schlage die Decke zurück, und dann stütze ich Sie, Sie stehen ganz kurz auf, und flugs liegen Sie wieder – nur in Ihrem Bett, wo Sie hingehören, ja?«

Henriette murmelte eine schwache Zustimmung. Dann vernahm sie, wie Laken, Kissen, Bettdecke mit schnellen Griffen angeordnet wurden. Und ehe sie es sich versah, zerrte die kräftige junge Frau sie mit einem Ruck hoch und bettete sie auf das Lager, so unvermutet und rasch, daß Henriettes Körper keine Zeit fand, zu revoltieren. Kerzengerade am Rücken liegend fand Henriette sich wieder, das vertraute Bett um sich und ohne drängende Übelkeit. »Sie sollten lieber Ihr Hemd ausziehen«, sagte Linda, die Decke in der Hand und mit prüfendem Blick.

»Das jetzt nicht. Das mache ich später, bitte!« stammelte Henriette erschrocken. Du lieber Himmel, jetzt nicht auch noch völlig nackt vor dieser jungen Frau daliegen müssen! Ihre Bitte schien so flehentlich geklungen zu haben, daß

Linda ohne zu widersprechen die Decke über sie breitete. Endlich wieder umhüllt und geschützt, fühlte Henriette, daß ihr Körper entspannte. »Danke«, sagte sie.

»Es regnet nicht mehr«, sagte Linda, »soll ich vielleicht das Fenster doch wieder aufmachen? Es ist sehr warm und stickig im Zimmer, unter der Decke wird Ihnen heiß werden.«

»Wie Sie wollen«, murmelte Henriette mit geschlossenen Augen, sie fühlte, daß sie dabei war, einzuschlafen. Als das Fenster geöffnet wurde, wehte regenfeuchte, kühle Luft bis zu ihr her, sie spürte es auf ihren Wangen, auf ihrer Stirn, hütete sich jedoch, den Kopf zu bewegen. Mich nicht mehr rühren, schlafen, nur schlafen, und so liegenbleiben bis ans Ende meiner Tage, was gäbe es Schöneres, dachte Henriette.

Da schrillte die Klingel. Und wieder mehrmals hintereinander.

Henriette öffnete mit Anstrengung ihre Augen und sah Linda, mit einer begütigenden Geste zu ihr her, vom offenen Fenster aus zur Wohnungstür eilen. »Ach was, das ist sicher der Helmut!« rief sie, »keine Aufregung, Frau Lauber, ich sage ihm, was los ist.«

Eine laute Männerstimme war zu hören, in der Ungeduld und Verärgerung schwang, die Entgegnungen der Frau obsiegten jedoch rasch, sie berichtete und beschwichtigte, die Tür schloß sich, und Linda kehrte an Henriettes Bett zurück.

»Bis Männer etwas kapieren, das dauert«, sagte sie.

Dann trat sie zum kleinen Tisch neben dem Bett und drehte die Lampe an. Es war eine alte Bürolampe, ein Ungetüm aus Messing, über der ein gelbes Tuch hing, das dem Licht eine milde Tönung gab. Danach durchquerte Linda mit schnellem Schritt das Zimmer und schaltete die Deckenbeleuchtung aus. Zurückgekehrt, setzte sie sich an das Fußende des Bettes.

»So ist es besser, nicht wahr?« sagte sie.

Henriette vermied es zu nicken und gab einen zustimmenden Laut von sich, ohne den Kopf zu bewegen. Was ist jetzt, dachte sie, bleibt diese Frau jetzt bei mir? Sie war mir wirklich sehr hilfreich, aber jetzt bliebe ich gern wieder allein, ich kann mit menschlicher Zuwendung mittlerweile nur schlecht umgehen, wenn man zu viel alleine ist, kann einem das Alleinsein gar nicht mehr zuviel werden. Maloud schilt mich immer, wenn ich ihm etwas in der Art sage oder schreibe, aber es ist so. Die junge Frau sollte jetzt wirklich gehen.

»Ich danke Ihnen sehr, Linda«, Henriette zwang sich, möglichst unbekümmert zu sprechen, »aber bitte gehen Sie jetzt zu Ihrem Mann und in Ihr Bett zurück, ich komme jetzt wirklich wieder alleine zurecht.«

Linda Krutisch blieb ungerührt sitzen.

»Was ist, wenn Sie sich nochmals übergeben müssen?« fragte sie.

»Muß ich nicht«, sagte Henriette.

»Sind Sie eigentlich immer allein?«

»Meist.«

»Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?«

»Ich werde achtzig.«

»Ist nicht wahr«, sagte Linda.

»Ist sehr wahr«, antwortete Henriette.

Sie schwiegen jetzt beide. Linda betrachtete Henriette, als sähe sie etwas vor sich, das sie zuvor noch nie gesehen hatte, ihr Blick war grüblerisch. Auf der nächtlichen Straße fielen nach dem Gewitterregen immer noch Tropfen von den Dächern, und wenn ab und zu ein Auto vorbeifuhr, rauschte Nässe auf.

»Meine Großmutter wäre jetzt so alt wie Sie«, sagte Linda, »aber sie lebt nicht mehr.«

»Viele Menschen meines Alters leben nicht mehr«, antwortete Henriette.

»Sind Sie deshalb immer alleine?«

»Nicht nur. Aber auch.«

Diese Linda beginnt mich auszufragen, dachte Henriette. Ich will nicht von den Menschen meines Lebens erzählen, die gegangen sind, ich bin todmüde und fühle mich schlecht, sie soll jetzt bitte gehen.

»Gibt es jemanden, der sich um Sie kümmert?« fragte Linda.

»Niemand soll sich um mich kümmern!« Henriette wurde plötzlich laut. »Auch Sie nicht, liebe Linda, Ihr Mann wartet, gehen Sie jetzt bitte in